

# Zu Strassburg auf der Schanz

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **20 (1934)**

Heft 13

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-538663>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das Gedicht irgendwie liebgeworden und zweitens winkt ja „das Theater“ . . .

Und — ist es erlaubt, wirklich ein solches mit ihnen einzuüben?

Die Schule ist für das Leben da, nicht umgekehrt. Bei solchen gelegentlichen Dramatisierungen üben die Kinder nicht nur die Phantasie — der man Spielraum schaffen soll, genau wie andern Kräften —, sondern auch den Gemeinschaftssinn. Mit überraschender Bereitwilligkeit werden die Rollen den Geeigneten zugewiesen und von diesen angenommen. Sache des Lehrers ist es, für die Unbeschäftigten irgendwelche Aemtchen zu erfinden — Programmschreiber, Einlader usw.

Bei dieser Gelegenheit lässt sich den Kindern auch zeigen, wie man mit wenig materiellen Mitteln Schönes bieten kann. Teure Kostüme und

Bühnenvorrichtungen sind für uns entbehrlich. Notwendig aber ist vor allem: ein reines Deutsch. Dies wird den Schülern nun nicht mehr als pedantische und überflüssige Schulforderung erscheinen. Der Schmuck der Sprache wird ihnen bewusst. Mehr: sie sehen, dass er ausserhalb der vier Schulzimmerwände etwas zu bedeuten hat. Diese Wände, die noch immer als Grenze zwischen Schule und Leben gelten . . .

Sollten die Theaterpläne aber auch gar nicht ausgeführt werden, sondern bei der Anregung bleiben: Irgendwie werden sie der Erinnerung Mörikers Gedicht festhalten helfen. Und zwar nicht mit dem Beigeschmack des „zu Tode Behandelten“, sondern mit einem kleinen, stillen Leuchten, das für das Kind vielleicht ein grösserer Wert ist als der ästhetische des Gedichtes selbst.

Solothurn.

Olga Brand.

## Zu Strassburg auf der Schanz \*

„Bum!“ —

„Bum!“ — „Bum!“ — so kracht es dreimal von den Wällen der Festung Strassburg her mitten in die Nacht hinein. Die Einwohner fahren verstört aus dem Schlummer; die Schiffer am Rheine horchen erschreckt auf: „Was gibt's? Ist der Feind da?“ Da werden sie von andern beruhigt: „Ach nein, es ist wieder einer von den Soldaten entflohen! So ist es immer, wenn die Kanone dreimal Lärm schlägt!“ Die meisten legen sich wieder zur Ruhe und beten für den armen Kerl, dass er durchkommen möge, dass ihn die Häscher nicht finden, — sonst muss er ja sterben. Aber auf den Schanzen der Festung und in den Strassen bei den Kasernen wird's nun lebendig. Von allen Seiten eilen Wachtmannschaften herbei. Erregt schreien sie einander zu: „Wer ist's? Wo ist er hin? Wer hat's zuerst entdeckt?“ Von dem Walle, der dem Rheinufer am nächsten liegt, steigt ein Offizier herunter. Er zeigt immer wieder in die Richtung des Rheins. Fackeln werden herbeigetragen. Die Verfolger teilen sich rasch in einzelne Gruppen. Rheinabwärts rennen sie; rheinaufwärts eilen andere. Signale gellen. Der arme Bursche, dem die wilde Jagd gilt, hat sich bei den dröhnenden Kanonenschlä-

gen in die Weidenbüsche am Ufer geborgen. — „Meine Flucht ist schon entdeckt und doch ist noch das grösste Hindernis zu überwinden!“ Schwarz strömt der Rhein vorbei. Der Kahn ist nicht da, den er hier zu finden hoffte. Und auf den Wellen da oben tanzt schon Fackelschein. Ja, wenn das Horn des Hirtenjungen da drüben nicht gewesen wäre! Ja, wenn die Töne ihn nicht so sehr an die heimatlichen Berge erinnert hätten. Ach, wenn nur nicht das Heimweh das Herz gar so elend gemacht hätte! Aber das Weh war nicht mehr zu ertragen gewesen; er musste fort. — Da nähern sich die Verfolger seinem Versteck. Dort schwimmt auch ein Kahn mit Fackelträgern den Strom herab. „Hilf lieber Gott! Vater, Mutter, ich komme zu euch!“ Damit wirft sich der Mann in den Strom. Das Aufglucksen des Wassers bei dem Fall des schweren Menschenkörpers ist gehört worden. Hastig dringen die nächsten heran. Der Vorderste zerteilt die Büsche: „Hier! Hierher! Hierher! Ich hab' ihn!“ Ein paar Schüsse blitzen hinter dem Flüchtling drein.

„Halt! Nicht schiessen! — Den kriegen wir so!“ Die im Kahne rudern herzu: „Wo ist er?“ „Dort! Dort! Weiter links! — Ja, dort! Seht ihr ihn? — Er kann schon nicht mehr!“ Ein anderes Boot schießt auf die Stelle zu. Die Fackeln

\* Von Rudolf Streubel. Aus: Bücherschatz des Lehrers. Verlag A. W. Zickfeld.

leuchten dicht auf der Wasserfläche. Da haben sie den armen Kerl erblickt. Mit harter Faust ziehen sie ihn ins Schiff. Einer ruft frohlockend zum Ufer: „Wir haben ihn!“ Und als er ihm ins todblasse Gesicht geleuchtet hat, setzt er merkwürdig heiser hinzu: „Der Schweizer ist's!“ Die drüben am Ufer starren sich erschrocken an: „— Der Schweizer ist's? Und war doch immer ein so guter Kerl! Warum hat er uns das getan?“ Stumm kommen sie jetzt mit ihrem Gefangenen angerudert, stumm werden sie von dem harrenden Trupp am Ufer empfangen. Ein Offizier kommandiert. Es werden dem Flüchtling die Hände geschnürt. Dann schreitet der Zug stumm durch die Strasse; harte Soldatentritte hallen von den Mauern her. Drei Krieger gehen mit geladenen Gewehren voraus; drei schreiten hinterdrein. Uns durchschauert es grausig, als sie an unserm Hause vorüber kommen. — Am nächsten Morgen stecken die Bürger die Köpfe zusammen. Die ganze Stadt weiss schon, was wir

in der Nacht erlebt haben. Der arme Kerl steckt jetzt im roten Turm. Dort werden immer die Verurteilten vor ihrem letzten Gange eingekerkert. Wir gehen einmal zaghaft vorbei. Unten ist eine Wachtstube. Da sitzen und stehen heute mehr Soldaten als sonst. Alle haben finstere Gesichter, und wenn sie sich etwas zu sagen haben, tun sie es nur flüsternd und scheu. Ab und zu blickt einer den Turm hinauf, und dabei merkt man ihm das Mitleid an. Ob es ein guter Kamerad von ihm war? Dort oben aber am Gitterfenster, links von der Mauerecke, drückt sich ein blasses Gesicht an die Eisenstäbe. Das ist der Gefangene. Müde und traurig starrt er ins Weite. Ob er von dort oben seine Heimatberge sehen kann? Ob er an die Schrecken der vergangenen Nacht denkt. Wie im Träumen bewegt er seine Lippen. Nein, er spricht — er singt leise — aber so traurig:

Zu Strassburg auf der Schanz,  
Da ging mein Trauern an . . .

## Die beiden Nachtlieder des Wanderers\*

Zwei Gedichte, die Goethe „Wanderers Nachtlied“ überschrieben hat. Nachtlied eines Wanderers. — Jeder Mensch ist ein Wanderer. Wieso? Euch kommt dabei vielleicht die Vorstellung eines Wanderers, dessen Fuss schreitet über nackten Fels und über Gestein, mühsam, rastlos, ein Höhenwanderer, dem ein steiler, sonniger Gipfel als Ziel winkt — deute dies aufs menschliche Leben! — Bald ruhigen, bald unruhigen Herzens zieht er seine Strasse. Unruhig ging auch Goethe zu manchen Zeiten durchs Leben. — Wen er mit dem Wanderer wohl im Sinn hatte? — Goethe, der Frankfurter Bürgersohn, war 27 Jahre alt, als er das erste dieser Lieder niederschrieb. Ungewöhnlich märchenhaft hatte sein Leben sich gestaltet. Ganz Deutschland bewunderte ihn schon damals als Dichter. Herzog Karl August von Weimar hatte ihn als Freund und Vertrauten an seinen Fürstenhof gezogen. Der junge Dichter war des Herzogs nächster Berater, und wichtige Staatsgeschäfte lagen in seiner Hand. Gutes stiften wollte Goethe für das Volk und seinen Fürsten, er wollte kleine und grosse Aufgaben gleicherweise ernst neh-

men. Das war ein hohes und sehr schweres Ziel. Mit der Arbeit aber wechselten Freude und Zerstreuung; es war ein fröhliches Treiben am Hofe des jungen Herzogs. Konnte da unser Goethe nicht recht glücklich sein? Eine Zeitlang war er es wohl, dann aber steigerte sich mehr und mehr in ihm die Unruhe. Die Fülle der Aufgaben bedrängte ihn, er fühlte schmerzlich, wie er seine edle Dichtkunst vernachlässigen musste. Er hatte auch viele Neider. Und die Liebe zu Frau v. Stein beglückte und erregte ihm oft heiss das Herz. So kam der 12. Februar 1776 heran. Goethe war von Weimar aus hinaus auf den Ettersberg gegangen. Wenn seine Seele unruhig war, pflegte er seit jeher zu wandern. Nun stand er am Abhang des Berges und blickte hinauf zu den Sternen, die so still und sicher wandeln, und er sah den tiefen Frieden, nach dem er sich so heiss sehnte. Da stieg aus seinem unruhigen Herzen ein Lied von der Friedenssehnsucht auf und Goethe sprach:

Der du von dem Himmel bist,  
alles Leid und Schmerzen stillest,  
den, der doppelt elend ist,  
doppelt mit Erquickung füllest,  
ach, ich bin des Treibens müde!

\* Aus Dr. Alfred W. Schmidt: Kunsterziehung und Gedichtbehandlung.